

Franz M. Wuketits

Mit Pessoa in den Baumarkt



PROverbis | Prosa

Er dachte nun, dass er vielleicht Musik hören sollte. Musik in Verbindung mit einem weiteren (letzten) Glas Riesling würde ihn, ohne eigene Anstrengung, möglicherweise sanft in den Schlafzustand befördern, den er herbeisehnte – plötzlich aber, in Erinnerung an die letzte, von Albträumen geplagte, Nacht auch fürchtete.

III

Glücklicherweise verlangt unser Körper früher oder später seinen Tribut und so geschah es, dass W. auf seinem Kanapee einschlief, noch bevor er weitere Überlegungen darüber anstellen konnte, mit welchen künstlichen Hilfsmitteln er seinen Schlaf herbeiführen sollte. In den letzten vierundzwanzig Stunden hatte er sich, wie man sagen kann, über alle Maßen verausgabt, und nun forderten sein Körper und die darin wohnende Seele einfach ihre Ruhe – die sie auch bekamen. Irgendwann spät in der Nacht fiel W. zwar vom Kanapee (er wird sich ungeschickt in eine andere, ihm von seinem Unterbewusstsein diktierte, Schlafposition gedreht haben), was er aber nicht merkte, sodass er auf dem Fußboden einfach weiterschlieft. Er schlief nun, tief und fest, auf dem Parkettboden, der ihm im Wachzustand so viele Sorgen bereitete. (Man versteht diejenigen Leute – es dürfte ihrer nicht wenige geben –, die am liebsten ihr ganzes Leben verschlafen würden.)

Als er erwachte, fiel es ihm sehr schwer, sich zurechtzufinden. Er lag auf dem Parkettboden (was ihm aber zunächst überhaupt nicht bewusst war) und verspürte sogleich das Bedürfnis, weiterzuschlafen. Dann aber wurde er der harten Unterlage gewahr, auf der er sich befand (und die ihn im Schlafzustand keineswegs gestört hatte), und bemerkte auch, dass keine Decke ihn umhüllte und kein Polster sein Haupt sanft stützte (was seinen Schlaf ebenfalls nicht behindert hatte). Noch bevor er sich an den heute fälligen Baumarktbesuch erinnerte,

entsetzte ihn, den Kulturmenschen, die jäh in sein Bewusstsein eindringende Tatsache, dass er seit vierundzwanzig Stunden schon aus seinen Kleidern nicht herausgekommen war. An ein Weiterschlafen war nicht mehr zu denken. Er eilte ins Badezimmer, entledigte sich seines Gewandes (das, wie er es empfand, an seinem Körper förmlich klebte) und drehte das Wasser auf. Als er sich im Spiegel betrachtete, erschrak er über sein Antlitz. Es sah, wie er es wahrnahm, uneben aus, war von unregelmäßigen Falten durchzogen und wirkte verhärtet. Selbst der sorglose Schlaf – W. war diesmal von keinen Albträumen heimgesucht worden – hatte seine Sorgen vom Vortag wohl gleichsam mitgeschleppt und schleuderte sie ihm nun, durch sein eigenes Spiegelbild, ins Gesicht. Zudem bemerkte er den blauen Fleck an seiner rechten Schulter. Sein nächtlicher Fall vom Kanapee hatte also doch ein sichtbares Zeugnis hinterlassen. W. beeilte sich, seine Zähne zu putzen, sich zu rasieren und sein Haar zu kämmen, wovon, wie er bemerkte, immer weniger vorhanden war. Gerade jetzt aber über die Vergänglichkeit des Seins nachzudenken, wäre völlig unpassend gewesen. Denn er erinnerte sich mittlerweile an den anstehenden Baumarktbesuch; und da galt es, das war ihm klar, sozusagen mitten im Sein zu bleiben, sich zu rüsten für alle Eventualitäten, sich, wenn nötig, aufzubauen gegen alles, was ihn im Baumarkt vielleicht niederzudrücken drohte. Wir wissen, dass er nur undeutliche Vorstellungen davon hatte, was ihn dort erwarten würde.

Nachdem er sich halbwegs wieder als Kulturmensch fühlte – ein weiterer Blick in den Spiegel überzeugte ihn davon, dass die Unebenheiten in seinem Antlitz bloß eine optische Illusion gewesen waren –, ging er in die Küche, um Kaffee zu kochen. Er bemerkte wieder den auf dem Fußboden stehenden Wandschrank, der eben an der Wand hängen sollte, fühlte sich aber nicht irritiert. Vielmehr dachte er, dass dieser Schrank schon in wenigen Stunden genau dort hängen werde, wo er zu hängen hat, und dass er, W., und niemand sonst, den jetzt noch unerträglichen Zustand beseitigt haben würde.

Im Ganzen freilich war W. nicht sehr optimistisch. Er stellte sich die günstigen Folgen von Handlungen vor, ohne aber zu wissen, oder auch nur zu ahnen, wie er die Handlungen selbst durchführen wird. Der Anrufer vom gestrigen Tage, Blasius, kam ihm wieder in den Sinn. Er wusste nicht, warum. Es wollte ihm scheinen, dass er diesen Mann, den er im Grunde ja verachtete, auf eine subtile Weise vielleicht sogar verehrte. Hat Blasius jemals einen Baumarkt aufgesucht? Käme er überhaupt jemals auf die Idee, einen Baumarkt aufzusuchen? Warum sollte er das tun? Er telefoniert, organisiert und plant; solche Leute lassen sich nicht aufhalten durch fehlende Nägel oder Haken und kommen, wie W. jetzt dachte, nie in derartig prekäre Situationen wie er, der nun – und das war endgültig beschlossen – einen Baumarkt aufsuchen musste.

Musste er wirklich? Ja, er *musste!* Nur ein paar praktische Überlegungen waren noch anzustellen. So fragte sich W., was er an diesem Tage anziehen sollte. Er dachte, dass man einen Baumarktbesuch wohl eher in legerer Kleidung absolviert, und lag mit diesem Gedanken durchaus nicht falsch. (Man muss ja über ihn geradezu staunen: Noch nie hatte er einen Baumarkt aufgesucht, schien aber zu wissen, in welcher Hülle man an einer solchen Örtlichkeit üblicherweise erschien.) So beschloss er, seine mausgraue Schnürsamthose und seine rauchblaue, sparsam dunkelblau gemusterte Strickweste anzuziehen. Beide Kleidungsstücke hatten ihm schon bei manchem Spaziergange gute Dienste erwiesen und waren ihm passend erschienen. Er zog also die Schnürsamthose und, nebenbei bemerkt, ein hellgraues, quer gestreiftes Flanellhemd an. Bevor er die Strickweste aus dem Kleiderschrank holen konnte, läutete es an der Wohnungstür. Zur Unzeit, wie man sich denken kann. W. ging leise zur Tür, spähte durchs Guckloch, durch den sogenannten *Spion*, und sah einen jungen Mann mit einem Paket unter dem Arm. Er hatte zwar, soweit er sich erinnerte, nichts bestellt, aber es hätte ja sein können, dass ihm jemand geschenkweise etwas zuschickte. Vielleicht war es sogar eine angenehme

Überraschung. Dass er an diesem Tag zu einem dermaßen positiven Gedanken fähig war, hätte für ihn die eigentliche Überraschung sein müssen. Er öffnete die Tür und der junge Mann draußen sagte, nachdem er freundlich begrüßt hatte, er habe hier ein Paket für Frau Janisch von der gegenüberliegenden Wohnung; da aber Frau Janisch offenbar nicht zu Hause sei, bitte er ihn, W., das Paket für seine Flurnachbarin zu übernehmen.

Für einen Moment wusste W. nicht, wie ihm geschah. Dann dachte er, dass er eine solche Verantwortung an *diesem* Tag doch wohl kaum auf sich nehmen könne. Er wusste ja nicht, wann er vom Baumarkt zurückkommen und also in der Lage sein würde, Frau Janisch ihr Paket zu geben. Ebenso wenig konnte er wissen, wann die wieder in ihrer Wohnung anzutreffen sein wird. Außerdem, und das war das Hauptproblem, kannte er sie kaum. Zwar glaubte er nicht ernsthaft, dass ihm mit dieser Pakektion jemand eine Falle stellen wollte (obwohl freilich vieles möglich war), aber es war wohl besser, sich vorsichtshalber auf nichts einzulassen. Und schließlich konnte ja niemand verpflichtet werden, für einen anderen ein Paket zu übernehmen. Der Schnösel wollte es sich bloß einfach machen, er wollte sein Paket loswerden, um nicht noch einmal kommen zu müssen. Während W., mit diesen Überlegungen beschäftigt, kein Wort sagte und so ein paar Minuten verstreichen ließ, begann der Paketbote, man kann es ihm nicht verdenken, etwas nervös zu werden. W. aber sagte weiterhin nichts, drehte sich nur um und schloss die Wohnungstür hinter sich. Dann guckte er abermals durch den Spion. Der junge Mann, der in W.s Wahrnehmung nun die Gestalt eines nicht genauer klassifizierten Nagetieres angenommen hatte, stand noch eine Weile verblüfft da und ging schließlich fort (wobei sein Gehen als Tapsen erschien). „Hohlkopf“, sagte W. leise und ärgerte sich nachträglich über die Störung. Man kann ihn verstehen. Seine kurz gehegte Hoffnung auf eine angenehme Überraschung, ein Geschenk, hatte sich nicht erfüllt. Stattdessen musste er nun denken, dass auf diese Frau Janisch, die er, wie gesagt, kaum kannte – er war ihr

bloß ein paar Mal auf der Treppe begegnet und hatte sie dabei als nicht besonders sympathische Erscheinung wahrgenommen –, eine angenehme Überraschung, ein Geschenk wartete. Denn hatte er auch (mit Recht, wie er meinte) seine Kooperation in diesem Zusammenhang verweigert, so würde ja Frau Janisch ihr Paket schon erhalten, heute oder morgen. Der junge Paketausträger würde wiederkommen, dazu war er ja gewiss verpflichtet, Frau Janisch in ihrer Wohnung antreffen und ihr das Paket persönlich übergeben. Unweigerlich musste er beim Gedanken an die Nachbarin an eine Pute denken. Dann endlich schlüpfte er in seine rauchblaue, sparsam dunkelblau gemusterte Strickweste, setzte noch seine Pullmannkappe auf und verließ die Wohnung.

Der erste Schritt auf dem Weg zum Baumarkt war getan. W. kam jenes alte chinesische Sprichwort in den Sinn, wonach auch eine Reise von tausend Meilen mit einem Schritt beginnt. Er war übrigens vom Reisen nicht sonderlich begeistert. Jede Reise hat etwas Unberechenbares an sich und man ist anderen Leuten ausgeliefert, ganz gleich, ob man allein oder in Gruppen reist. (Gruppenreisen waren für W. das Letzte; dazu hätte man ihn nie erpressen können.) So jedenfalls stellten sich die Dinge für ihn immer dar und er verreiste demnach nur ungern. Allerdings hatte er schon mehrere Städte besucht, ihrer jeweiligen kulturellen Sehenswürdigkeiten wegen. Über Prag, Triest und Kazimierz Dolny, den kleinen idyllischen Ort an der Weichsel, hatte er in dem monatlich erscheinenden Magazin *Abenteuerkultur* ausführlich berichtet. Die Berichte waren von den Lesern insgesamt wohlwollend aufgenommen worden, die paar ihm damals zugeschickten Briefe der Zustimmung und des Dankes bewahrte er sorgfältig auf, darunter die Postkarte eines alten Triesters, der ihm mit zittriger Schrift knapp mitgeteilt hatte, dass er erst durch ihn, W., seine Stadt wirklich begriffen habe.

Die Straßenbahnfahrt zum Baumarkt war zwar nicht als Reise im engeren Sinne zu bezeichnen, dennoch stellte sie sich für

W., wenn er an den Zielort dachte, von dem er nur undeutliche Vorstellungen hatte, als überaus gewagtes Unternehmen dar, dessen Ausgang sich von vornherein jedem Kalkül entzog.

An der Straßenbahnhaltestelle angekommen hörte W. eine Durchsage. Eine verborgene, geölt klingende und irgendwie schadenfroh wirkende Stimme gab bekannt, dass aufgrund von Bauarbeiten bei der Straßenbahn dieser Linie in beiden Fahrtrichtungen mit Unregelmäßigkeiten und unterschiedlichen Wartezeiten zu rechnen sei. Das passte ja irgendwie gut zusammen: W. wollte zu einem Baumarkt und wurde dabei durch Bauarbeiten aufgehalten. Er lachte plötzlich laut auf, was nicht als Ausdruck guter Laune fehlgedeutet werden durfte; vielmehr artikulierte sich dadurch, spontan und unkontrolliert, seine Ängste und Zweifel in Anbetracht seines heutigen Vorhabens. Einige der vielen Personen, die an dieser Haltestelle mit zum Teil offensichtlicher Verdrossenheit auf die Straßenbahn warteten, warfen W. auf sein kurzes Auflachen hin fragende Blicke zu, sodass er sich schnell ein paar Schritte von der Station entfernte. Das konnte er riskieren, da ja soeben erst bekannt gegeben worden war, dass die Straßenbahnzüge dieser Linie heute unregelmäßig verkehrten. Außerdem blieb er in der Nähe der Haltestelle, er konnte also die Tramway kaum verpassen.

Während er so herumstand, bemerkte er einen Hund beim Koten und wandte sich angewidert ab. Dann fielen ihm das Stück *Warten auf Godot* von Samuel Beckett und das sogenannte Absurde Theater ein, worüber er einmal einen Essay veröffentlicht hatte. Konnte man sagen, dass das reale Leben auch nichts weiter als ein absurdes Theater sei? Darüber war er sich nach wie vor nicht im Klaren. Auf der einen Seite wollte ihm, manchmal zumindest, alles sinnlos und absurd erscheinen, auf der anderen Seite aber drängte sich ihm, dem Systematiker und Ästhetiker, immer wieder die Vermutung auf, dass alles im Universum seinen Sinn und seine Ordnung habe – so dass es auch Sinn hatte, in seinem Mikrokosmos, das heißt, jetzt in

seiner neuen (Altbau-)Wohnung, Ordnung zu schaffen. Doch bevor er diese Gedanken weiter verfolgen konnte, klopfte ihm jemand auf die Schulter und rief ausgelassen seinen Namen. Ruckartig drehte W. sich um und sah in das dummdreiste Antlitz eines Mannes, den er leider (ohne eigenes Verschulden!) vor einem Jahr auf dem Redaktionsfest einer Zeitung kennengelernt hatte. Er war damals nur widerwillig zu jenem Fest gegangen, war vom Chefredakteur der Zeitung gleichsam genötigt worden, zu kommen, und dort war ihm dann, zu vorgerückter Stunde, ein Rechtsanwalt namens Schweynfurther vorgestellt worden, dem, wie es hieß, die Zeitung viel verdankte. Was sie ihm, einem präventösen Affen, konkret verdankte, konnte W. allerdings nie in Erfahrung bringen, aber es interessierte ihn auch nicht wirklich. Er erinnerte sich jetzt nur an die, im übertragenen Sinne gesagt, Umarmungen durch diesen Advokaten auf jenem Feste, an die widerliche Art und Weise, wie er sich ihm, W., dem Kulturmenschen, genähert hatte, in der offenkundigen Absicht, ihn als Mandanten zu gewinnen. „Einen Rechtsanwalt“, hatte er lachend ausgerufen, „braucht man immer. Oder wären Sie etwa imstande, das Recht zu beugen und zu brechen? Nein, das will gelernt sein. *Ich* habe es gelernt!“ Dabei schien er das gar nicht als Witz, sondern, ungeachtet seines dämlichen Lachens, ernst gemeint zu haben. Irgendwie hatte es W. damals geschafft, sich aus der Umarmung dieses gefährlichen Pavians zu lösen und hatte ihn mittlerweile sozusagen vergessen. Doch nun stand er wieder vor ihm, angetan mit einem pompösen dreiteiligen Nadelstreifanzug, so dass sich W. mit seiner Schnürsamthose, seiner Strickweste und seiner Pulmannkappe minderwertig vorkommen musste. Dabei hätte er diesem Popanz seinen gegenwärtigen Aufzug ohne Weiteres begründen, erklären können, doch glücklicherweise fiel ihm sofort ein, dass er *das* ja nun wirklich nicht nötig hatte. Er sagte nur „Guten Tag“, sah im selben Augenblick die (verspätete) Straßenbahn heranfahren, ließ sich diesmal nicht „umarmen“ und eilte davon.

W. wurde an diesem Tag wahrlich viel abverlangt. Wir hätten ihm gewünscht, in Ruhe und ohne jegliche vorhergehende Störung den Baumarkt aufzusuchen, wenn er denn schon meinte, ihn aufsuchen zu *müssen*, wobei diesem Muss, wie wir wissen, quälende Entscheidungsprozesse vorausgegangen waren. Warum ihn also noch zusätzlich drangsalieren! Mit einem nicht für ihn bestimmten Paket, welches zunächst, zumindest für wenige Augenblicke, positive Erwartungen in ihm geweckt hatte, die jedoch alsbald enttäuscht wurden; mit der Durchsage an der Haltestelle, dass gerade „seine“ Straßenbahn just an diesem Tage unregelmäßig verkehrte; mit dem plötzlichen Auftauchen eines Rechtsanwaltes, eines zwielichtigen Vertreters jenes an sich schon verdächtigen Berufsstandes, den W. – er wird seine Gründe dafür gehabt haben – insgesamt und zutiefst verachtete.

Wir müssen hier freilich einer elementaren Tatsache ins Auge blicken. Unsere Welt ist so beschaffen, dass keine Rücksicht genommen wird auf einen, der ohnedies schon in größte Kalamitäten verstrickt ist; leicht wird da die eine oder andere Kalamität noch quasi nachgereicht. Während umgekehrt einer, dem nichts auf die Seele drückt und der unbeschwert seinen Tag beginnt, durchaus, womöglich noch am selben Tage, eine Annehmlichkeit nach der anderen erwarten darf. W. jedenfalls gehörte zu der Zeit, in der unser Bericht angesiedelt ist, zweifelsfrei zur ersten Sorte, zur Sorte jener Menschen, denen regelmäßig der Seufzer entlockt wird: „Bedrückt mich nicht eines, dann eben ein anderes – oder alles zusammen.“ An dieser Einsicht ist schon mancher zerbrochen.

W. aber war, wenngleich für ihn a priori das Schlimmste zu befürchten gewesen wäre, offenbar aus ganz anderem Holze geschnitzt. (Man wird das vielleicht errahnen, wenn man in einigen früheren Passagen des vorliegenden Textes gleichsam zwischen den Zeilen gelesen hat. Später werden sich dem Leser die Dinge ohnedies etwas anders darbieten.) Was ihm selbst – wir erwähnten schon einmal seine komplexe Biographie,

die ihm als Ganzes nicht zugänglich war – gar nicht bewusst sein konnte. Sonst hätte er vielleicht seinen *Baumarkttag* sozusagen anders angelegt, wäre seinen Baumarktbesuch anders angegangen. Aber genau kann man das, aus der Beobachterperspektive, natürlich nicht wissen. Jedenfalls saß er nun in der Straßenbahn und fuhr zum Baumarkt. Seine Vermutung, dass ihn diese Straßenbahn direkt zu der von ihm am Vorabend notierten Baumarktadresse bringen würde, stellte sich als falsch heraus. Er musste nach einigen Stationen in eine andere Straßenbahn umsteigen. Erfreut war er darüber nicht, dieses Umsteigen war doch nur ein weiterer Indikator dafür, wie problematisch sein ganzes Unterfangen eigentlich war. Später konnte er sich an die Straßenbahnfahrt, genau gesagt an die zwei Straßenbahnfahrten, nicht mehr erinnern. Sie waren harmlose Ereignisse. Sogar das auf einem großen Plakat abgebildete, blöd grinsende Gesicht eines Regionalpolitikers, das er beim Umsteigen bemerkte, konnte er halbwegs ertragen, ein Drang zum Vomitus, wie der Mediziner sagt, also zum Erbrechen, stellte sich nicht ein.

Weniger harmlos war, was nachher geschah beziehungsweise noch geschehen sollte. Aber wir wollen nicht vorgreifen. Die beiden Straßenbahnfahrten jedenfalls überstand W. ohne bemerkenswerte Störungen eines relativen Gleichgewichts, das er an diesem Tage merkwürdigerweise, ungeachtet mancher bereits ertragener Unbilden (Paketdienst, Straßenbahnverspätung, Rechtsanwalt), empfand. Und obwohl er eben, was nie vergessen werden darf, *zum Baumarkt* fuhr, war er durchaus gelassen. Zunächst jedenfalls. In der Nähe des Baumarkts freilich wich seine Gelassenheit zunehmend einer nicht näher definierbaren Unruhe. Wir könnten hier den Ausdruck *Baumarktunruhe* verwenden, den aber W., zum damaligen Zeitpunkt jedenfalls, nicht kennen konnte. Unruhe nämlich bereiteten ihm einstweilen bloß der Weg *zum* Baumarkt und die Frage, was ihn dort erwarten würde. Er befand sich also, genau gesagt, im Zustand der *Baumarktvorunruhe*.